

Matthias Ackeret

EVA.

Roman

«Nichts ist ohne sein Gegenteil wahr.»

Martin Walser

«Ich würde gerne auf dem Mars sterben.

Aber nicht beim Aufprall.»

Elon Musk

«Wenn Eva nascht, kostet auch Adam.»

Spruchwort

Für meinen Vater Remi, der mit uns 1972
den Furkapass überquerte, um den Rhonegletscher
zu bestaunen.

Und für alle meine Freundinnen und Freunde,
die im nächsten Buch vorkommen.

Urplötzlich verspürt Eva ein Gefühl, das ihr eigentlich fremd ist: Sie hat Angst. Ein schwerer Kloss drückt auf ihre Brust, die Bewegungen sind fahrig. Mit grösster Konzentration fokussiert sie sich auf die Strasse. Der Druck schwindet erst, nachdem sie die kleine Urner Ortschaft Realp, ein langgezogenes Bergdorf, durchquert hat, vor sich ein blaues Strassenschild mit der Aufschrift: «Gletsch, 23 Kilometer».

«Das Ende der Zivilisation», denkt Eva, «zumindest für die nächsten 23 Kilometer.» Im Rückspiegel registriert sie, wie das blaue Schild – und auch die Häuser des Dorfes – immer kleiner werden, bis sich alles allmählich auflöst. Wer Realp verlässt, kennt keine Sehnsucht.

Sie ist froh, dass ihr niemand folgt, zumindest nicht sichtbar. Es ist der 31. Juli, kurz nach zehn Uhr abends. Eva drückt auf das Gas, als wolle sie alles hinter sich lassen. Ihr Lebensprinzip: Was vergangen ist, ist vergangen, abgehakt, vorbei. Geschehenes ungeschehen machen. Ein bewährter Garant, um sich von falschen Gefühlen und schlechtem Gewissen zu befreien. Alles ist vergänglich, sogar Berühmtheit. Das Einzige, was wirklich zählt, wäre Unsterblichkeit. An diesem Sommerabend ist Eva aber nur froh, dass niemand weiss, wo sie ist. Als dächte jemand bei aufkeimender Todesangst an Unsterblichkeit. Langsam lullt die Dunkelheit die karge Berglandschaft ein.

Ihr roter Tesla – Modell Roadster – gleitet mit einer Lässigkeit die ersten Drehungen des Furkpasses hoch, als wolle er damit alle Fliehkräfte aushebeln und jeglichen Bodenkontakt vermeiden: ein Versuch, dem Alltagsdreck auszuweichen, um noch strahlender zu leuchten. Ein Tesla-Rot, das kein normales Rot ist, sondern bereits violett. Nur Evas Lippen sind noch leuchtender, was keine Koketterie ist, sondern Selbstverständlichkeit.

Ich leuchte, darum bin ich, ich strahle, darum werde ich.

«Teslas sind Realitätsverdrängungsmaschinen wie ich», denkt Eva, «nicht geschaffen für die Widrigkeiten des Alltags.» Die schmale Bergstrasse, vom Scheinwerferkegel ausgeleuchtet, präsentiert sich vor ihr wie ein grosses Fernsehstudio. Statt nervösen Kameramännern und Pappkulissen unzählige Pollersteine am Strassenrand, aufgereiht wie eine ganze Armee, um sie vor dem Abgrund zu schützen. Vorteil einer Strasse ist zumindest, dass sie eine Richtung vorgibt.

Der Knall einer Feuerwerksrakete durchbricht in weiter Ferne die nächtliche Stille, gefolgt von einer Salve von zwei, drei weiteren Feuerwerkskörpern. Als Einstimmung auf den morgigen Schweizer Nationalfeiertag. Dann wieder Ruhe. Evas Auto schmiegt sich dem bergigen Gelände an. Aufwärts, immer aufwärts. Eva ist froh, allein im Auto zu sitzen. Die letzten Stunden waren der Horror. Doch jetzt spürt sie Erleichterung, ein

Gefühl von Freiheit, dem Unausweichlichen nochmals ausgewichen zu sein. Sie könnte sich übergeben vor Erleichterung, doch Frauen wie Eva übergeben sich nicht.

Stattdessen atmet sie den Moment ein. Sie hat die Fähigkeit entwickelt, sich selbst in den heikelsten Situationen auf das Jetzt zu fokussieren. Man lebe nur einmal, so ihre Devise, Ausnahme sie selbst, die ihre tausend Leben lebt. Eva ist auf das Flüchtige, den schnellen Effekt programmiert. Nur in ihrer Unbeständigkeit ist sie beständig. Was sie auch auskostet: Sie wurde damit zur berühmtesten Talkmasterin des Landes. Wer bei Eva besteht, hat es geschafft, wer nicht, verschwindet im Dunkel der Anonymität – ausser er schlägt sich als Influencer durch das Leben.

Doch der heutige Nachmittag änderte vieles, die Voraufzeichnung ihrer TV-Sendung «Eine Stunde mit Eva», die am morgigen Nationalfeiertag ausgestrahlt werden soll, wurde zum Desaster. Vielleicht, was sie sich selbst nie eingestehen würde, auch ein bisschen aus Selbstüberschätzung.

Eva verlor erstmals seit langem ihre Deutungshoheit und wurde – selbstverschuldet zwar, aber trotzdem – in einen Strudel von Ereignissen hineingezogen, die sie nicht mehr kontrollieren kann. Es erinnert sie an jenen Klassenkollegen, der bei einer Schulreise an den Rheinfall völlig überraschend aus einem Touristenboot in das Flussbecken hineinsprang. Doch die Mutprobe

endete beinahe als Fiasko, da er in einen Strudel hingeriet und gegen riesige Wellen ankämpfen musste. Nur dank der beherzten Reaktion des Bootsführers, der sofort einen Rettungsring hinauswarf, konnte er sicher ins Boot zurückgezogen werden. Für Eva ein prägendes Erlebnis. Obwohl ihr der Schulkollege mit dieser waghalsigen Aktion imponieren wollte, spürte sie vor allem Verachtung. Für sie war fatal, dass er bei seiner Rettung auf fremde Hilfe angewiesen war. Was Eva am meisten hasst, ist Fremdbestimmtheit. Doch als Fernsehmoderatorin ist man dem Kameramann, dem Regisseur und vor allem der Maskenbildnerin permanent ausgeliefert. Gegen deren unterschwelligen Neid, die unausgesprochene Rivalität, ist man chancenlos. Was die Maskenbildnerinnen – selbstverständlich – nie zugeben würden. Dafür haben sie die Macht, einen zu verunstalten und zu einem Monster zu degradieren, indem sie zu viel Lid Schatten oder Schminke auftragen. Eva fürchtet sich deswegen vor ihnen, diesen heimlichen Herrscherinnen mit ihrer möglichen Eifersucht und ihren Abgründen. Damit nichts passiert, setzte sie die beste aller Eva-Waffen ein und machte sie zu ihren Freundinnen, indem sie sie umgarnte und einlullte. Sie nahm sie ins «Team Eva» auf, dessen einziges Ziel es war, Eva weltberühmt zu machen. Dies nicht nur wegen ihrer Intelligenz, ihrer Schlagfertigkeit – sondern auch wegen ihres Aussehens, immer noch der Hauptgrund für Berühmtheit. Als Influencer

hat man es einfacher: ist auf niemanden angewiesen, buhlt allein um Aufmerksamkeit, mit der Resthoffnung, einmal berühmter als Heidi Klum zu werden.

Eva hingegen schaffte dies, wurde wirklich berühmt, eine fleischgewordene Ikone des hiesigen Fernsehens. Ihre Talkshow «Eine Stunde mit Eva» wurde zum Seismographen der landesweiten Befindlichkeit, der letzte Strassenfeger des linearen Fernsehens, oder zumindest fast. Ein wöchentliches Ritual, ein Gottesdienst, was in Zeiten der sozialen Medien fast schon einem Wunder gleichkommt. Aber Eva ist auf Wunder abonniert, immer und immer wieder, als wäre ihr ganzes Leben eine Ansammlung von Wundern. Mit dem einzigen Ziel: noch berühmter zu werden als Gott. Oder im schlechteren Fall eben als Heidi Klum.

Eigentlich sind Passstrassen das letzte Abenteuer für zivilisationsgetränkte, urbanitäts- und diversity-geschwängerte Menschen, denkt Eva, mit einer Wirkung wie bei einem Flug in das Weltall, aber weitaus günstiger. Für einen kurzen Moment überlegt sie sich sogar, das Fenster zu öffnen, um ihre blonden Haare dem Fahrtwind auszusetzen. Doch dies würde eine Lässigkeit provozieren, nach der es ihr nicht zumute ist.

«Wer wagt, verliert», warnt ein überdimensioniertes Plakat unterhalb von Tiefenbach am Strassenrand. «Zum Glück ist es schon Nacht», denkt Eva. Dann hat es definitiv keine lästigen Rad- und Motorradfahrer mehr, aber

auch keine quengelnden Automobilisten, die sich den Pass hinaufquälen. Die Furka gehöre verkehrstechnisch zu den gefährlichsten Alpenpässen, hat sie einmal gelesen, eine permanente Hochsicherheitszone. Aber auch zu den schönsten, was in der Dunkelheit nicht wahrnehmbar ist.

Was für ein Zufall: Die WhatsApp kam kurz nach Aufzeichnung der missglückten Talk-Sendung, also knapp vor sieben Stunden. Der Text: «I'm here, you know where», mehr nicht. Das war ihre Rettung.

Eva drückt auf das Gas. Nun ist sie definitiv auf der Flucht. Das Auto gleitet wie ein Surfer auf einer perfekten Welle die enge Strasse hoch. Alles liegt im Dunkeln, eine fast mystische Stille breitet sich aus. Mittlerweile sind doch einige Stunden seit der WhatsApp-Meldung vergangen, es folgte keine weitere, scheinbar rechnet der Absender mit Evas Erscheinen. Womit er nicht Unrecht hat. Dass diese unmittelbar nach der Aufzeichnung der Sendung aufpoppte, irritierte Eva zwar, doch weitere Zweifel unterdrückte sie, schliesslich war es die Erlösung. Der kurze Knatsch mit dem Bundespräsidenten zehrte. Danach stellte sie ihr iPhone ab. Ob man die Sendung ausstrahlen wird, sollen andere entscheiden. Sie jedenfalls ist weg.

Fernsehstudio Zürich, 31. Juli, nachmittags

Eigentlich hätte es nicht besser kommen können: Bundespräsident Johann König-Baldegg reiste zur Aufzeichnung von Evas Talkshow eigens in die Sendestudios nach Zürich. Und dies einen Tag vor dem Nationalfeiertag. Von der Bundesstadt Bern eine Weltreise, vor allem bei Ferienverkehr. Was man für die Nation, für Eva und sich nicht alles macht. Seit die Schweizer Bundesbahnen auf ausländische Hersteller setzen, bevorzugt er wieder den Dienstwagen, man ist schliesslich Patriot.

Am Nationalfeiertag selbst könne er nicht kommen, hatte der Kommunikationschef bereits Wochen vorher Eva ausrichten lassen, als Staatsoberhaupt müsse er bei seinen Leuten sein und nicht in einem anonymen Fernsehstudio. Aber eine Voraufzeichnung sei ja fast wie live. Johann König-Baldegg kenne die Befindlichkeit der Bevölkerung. Er liebe die Bevölkerung, er sei, was bekannt sei, ein Mann des Volkes. Doch auf das Zusammentreffen mit Eva wolle er, könne er nicht verzichten, da dies fast schon zwingend einen verbalen Urknall auslösen müsse, gilt doch Johann König-Baldegg als einer der begehrtesten Talkgäste des Landes. Ausser vielleicht Roger Federer oder Michelle Hunziker, die aber gar keine richtige Schweizerin ist. Wegen seines magistralen Auftritts wurde Johann König-Baldegg von seinen Anhängern nur JKB genannt, was fast schon wie JFK tönt, wenn nicht

sogar besser. Die letzten, denen diese Ehre widerfahren ist, waren KUFU, JSA, FAM und KKS, doch dies war eine Frau. Andere hätten ihn lieber «Heiland» genannt, doch diese Bezeichnung ist besetzt.

Man könne sich sogar vorstellen, Belpmoos, den Flughafen der Bundesstadt, irgendwann in JKB-Flughafen umzutaufen, sinnierten seine Fans halbironisch, obwohl dieser nur über eine Landepiste verfügt, die sich zwischen Kuhwiesen und Feldern befindet. Dies aber erst nach dessen Ableben, Respekt müsse sein. Die Schweiz sei – entgegen seinem Namen König – noch keine Monarchie. Zudem zweifelten einige, dass JKB überhaupt sterbensfähig sei. Bis dann heisse der Flughafen einfach «Bern Airport».

Als JKB kurz vor 16 Uhr das Fernsehstudio betrat, war er wie immer. Jovial ging er auf die Kameraleute und auch auf die Maskenbildnerin zu, gab ihnen die Hand oder klopfte anerkennend auf deren Schultern. Sein federnder Schritt war ein Statement, seine Lässigkeit fast schon eine Provokation. Dann wandte er sich Eva zu und küsste sie auf die Wangen, was diese überrascht, aber mit einem breiten Eva-Lachen goutierte. «JKB und Eva wären zu anderen Zeiten wie JFK und Jackie gewesen, nur noch strahlender», raunte ein Kameramann einem Kollegen zu, wobei dieser vor lauter Abkürzungen nicht wusste, was JFK heisst. «Jedenfalls», fügte er leise

hinzu, «hätte Eva besser zu JKB gepasst als seine frustrierte Ehefrau, diese ehemalige Miss Bern.»

Diese landesweit bekannte JKB-Jovialität, die ihn vom Schulpfleger einer solothurnischen Bauerngemeinde praktisch stufenlos durch alle politischen Institutionen hindurch ins höchste Staatsamt, die Landesregierung, gehievt hatte, war kräftezehrend. Aufgewachsen als Wirtesohn in der bekannten Landbeiz Ochsen in der Buchbergregion. Dort hatte er sich seine rhetorischen Talente antrainiert. Die Devise seines Vaters: Wer nichts wird, wird Wirt – oder Bundesrat. JKB hatte zweites gewählt. Niederlagen kannte der Bundespräsident nicht – und wenn ja, höchstens einmal beim Jassen, dem Schweizer Nationalsport. Doch dann lag es nicht an JKBs Jasstalent, sondern an den schlechten Karten. Man bewunderte ihn, wenn er völlig unschweizerisch am Weltwirtschaftssymposium in Davos vermeintlich mehrsprachig mit den Grossen der Welt mitpalaverte, wobei er diese – und dies nahm man in seiner Heimat gerne zur Kenntnis – vielfach zu staunenden Statisten degradierte. Was aber niemand richtig wahrnahm, JKB sprach nur sehr schlecht Englisch. Weil er sich – auch karrieretechnisch – auf die Schweizer Landessprachen fixiert hatte und vor allem Frühfranzösisch gebüffelt hatte. Im höchsten Politamt angekommen, rächte sich dies nun. Was seine Fans aber nicht realisierten. Wäre JKB nicht Schweizer, so seine Fans, wäre er schon längst ame-

rikanischer Präsident. Man sagte ihm – was völlig unsinnig war – sogar eine kurze Affäre mit Angela Merkel nach. Was JKB niemals dementieren würde, nur seine Frau – die ehemalige Schönheitskönigin – zeigte sich bei diesem Gerücht erstaunlich dünnhäutig. Zudem war sie auf das Onlineportal, das dies behauptete, hässig und wollte es sogleich verklagen. Worauf sie aber von JKB zurückgepiffen wurde. Sein Argument: Das gehörte sich nicht für die Gattin eines Bundesrates. Und war auch zu risikoreich, da man sein ganzes Privatleben offenlegen müsste. Manchmal war Schweigen ein Allerweltsmittel, um Probleme aus der Welt zu schaffen.

Kurz nach 16 Uhr gab der Regisseur ein Zeichen, die Aufzeichnung der Sendung konnte beginnen. Zuerst die Einspielung des landesweit bekannten Signets: Eva von hinten, Eva von der Seite, Eva von unten, untermalt von sanfter Wohlfühlmusik. Dann als Ouvertüre der Talkshow ein Duell des Lächelns. Eva setzte ihr maliziösestes auf, der Bundespräsident sein staatstragendstes. Evas Spezialität, ein Verbalgefirte mit der Macht, wobei nicht einmal sicher war, wer mächtiger war. Eva hatte einmal ein Verhältnis mit einem deutschen Bundestagsabgeordneten gehabt, einem mächtigen Lobbyisten von ProVieh E.V, was mächtig ist, aber wenig sexy. Für ihre Dates war Eva immer nach Berlin geflogen, wo sie ihn in einem kleinen Hotel in der Nähe des Reichtags getroffen hatte.

Eva hatte die Beziehung nach einigen Monaten beendet mit dem ironisch gemeinten Bonmot «Männer sind Schweine». Humor ist länderspezifisch, der Bundestagsabgeordnete hatte nichts verstanden, war zusammengebrochen und hatte aufgehört, zu lobbyieren. Er war im Kälteschock erstarrt. Für Eva aber die Erkenntnis, dass ihre Macht ungleich stärker war als die reale. Der Tierlobbyist war später aus dem Bundestag abgewählt worden, weil er keinen Wahlkampf gemacht hatte. Er war wegen Eva dazu auch nicht mehr im Stande gewesen. Reumütig war er als Frührentner in die Lüneburger Heide zurückgekehrt. Was zumindest den Vorteil gehabt hatte, dass er damit wieder die Familie zusammenkittete. Ein Happy End und Familienzusammenführung à la Eva.

«Herr Bundespräsident», sagte Eva, «schön, dass Sie da sind. Was bedeutet Ihnen eigentlich der Geburtstag der Schweiz?» JKB lächelte versonnen, wechselte aber gekonnt in eine professionelle Ernsthaftigkeit. «Dankbarkeit und Demut. Dankbar, weil ich hier leben darf, Demut, weil ich jeden Tag dankbar bin, dass ich hier leben darf.» Zufrieden ob diesem Wortspiel, lehnte sich JKB zurück.

Bereits bei der ersten Frage fiel Eva auf, dass der Bundespräsident eigentlich dialektlos sprach, was ihn in einem Staat mit vier Sprachen landesweit kompatibel machte. Scheinbar hatte er sich auf Evas Laszivität ein-

gestellt, sein sanftes Lächeln signalisierte vorbehaltlose Zustimmung. Bereits nach der Einstiegsfrage nickte er ihr kumpelhaft zu. Eva registrierte, dass er blaue Linsen trug, die seine Augen noch leuchtender machten. Als wäre er die fleischgewordene Reinkarnation von JFK, wodurch er wohltuend unschweizerisch wirkte.

«Warum sind Sie am 1. August überhaupt hier?»

Der Bundespräsident stockte einen kurzen Moment, unklar, ob er sich über diese Frage wundern sollte oder ob er einfach etwas falsch verstanden hatte. Doch Eva setzte ihren naivsten Blick auf, eine Mischung zwischen beschämt und unverschämt, bis sich ihre stahlblauen Augen zu einem glasklaren Alpsee kurz vor Sonnenaufgang wandelten. Daraufhin wiederholte sie die Frage, eine Spur langsamer und vielleicht auch gehässiger. Investigativ-Journalismus am Nationalfeiertag.

«Wo sollte ich denn sein?», blaffte der Bundespräsident zurück, setzte dann aber sein Feiertagslächeln auf. Nur keinen unnötigen Konflikt provozieren. Als Schweizer Bundespräsident müsse er hier Stellung halten, antwortete er mit grösstmöglicher Freundlichkeit. Er halte vier Festreden: in Stein am Rhein, im französischsprachigen Jura, im Maderanertal und in Bosco Gurin, einer der abgelegensten Schweizer Gemeinden überhaupt. Eine logistische Meisterleistung, nur machbar mit einem Super-Puma-Helikopter. Und nur in Randregionen, keiner der grossen Städte, die genügend Bundesratspräsenz

hätten. Aber, – JKB wandte sich in die Kamera, während sein Blick von Ernsthaftigkeit gedünkt war –, für die Schweiz – unsere Schweiz – sei ihm kein Aufwand zu gross. Die Nachfrage liebevoll ironisch: Wo solle er sonst noch sprechen, damit sie zufrieden sei, Madame Eva? Auf dem Mond? Demonstrativ streckte er seine Omega-Moonwatch in die Kamera.

«In Mar-a-Lago, dem Zweitwohnsitz des amerikanischen Präsidenten», konterte Eva kühl. Direkt beim amerikanischen Präsidenten. Oder im schlechteren Fall im Weissen Haus. Er – der Bundespräsident – wisse ja, warum. Dies im Gegensatz zu allen – Eva wandte sich zur Kamera – Schweizerinnen und Schweizern, die noch nichts von den neuesten Schikanemassnahmen des amerikanischen Präsidenten mitbekommen hätten. Dagegen seien nicht einmal die Strafzölle, die er früher ausgesprochen hatte, etwas. Eva war selbst überrascht, wie sie sich plötzlich in Rage redete. Doch nicht einmal sie konnte sich selbst stoppen. Diese Unerbittlichkeit passte eigentlich gar nicht zu ihr.

Das Gesicht des Bundespräsidenten wurde immer fahler. Einen Schweizer Bundesrat zu kritisieren, war fast schon ein Sakrileg, und erst noch am Nationalfeiertag. Bundesräte waren die letzten Heiligen im Paradies, ohne dass es jemand laut aussprach. Kaum war man Bundesrat ge-

worden, glitt man in einen Schwebезustand. Nur wenige Zentimeter zwar, aber freischwebend.

Mit den Händen und nonverbal versuchte JKB, Eva aufzuhalten. Was sie jetzt begehе, wollte er damit ausdrücken, sei Geheimnisverrat. Doch ohne Aussicht auf Erfolg, bei Eva waren längst alle Dämme gebrochen. Eigentlich müsste er längst in Amerika sein, wiederholte sie erneut. Zum Beschwichtigen des amerikanischen Präsidenten und vor allem zum Nachverhandeln. Bei diesem gehe dies nur face to face, das hätten andere Beispiele gezeigt. «Sag's schnell per Telefon» gelte im Weissen Haus definitiv nicht mehr. Sogar Schweizer Unternehmer hätten den amerikanischen Präsidenten einmal im Weissen Haus aufgesucht, um ein kleines Problemchen zu lösen. Am Ende wurde dies sogar honoriert.

Der Bundespräsident schluckte leer. Kaum hatte man das Zolldesaster gelöst, schien der amerikanische Präsident die nächste Attacke zu planen. Ein endloses Sperrfeuer. Auf diesen Mann war wirklich kein Verlass, nach der Krise war vor der Krise.

Eva wandte sich direkt an das Publikum und hob bedeutungsvoll ihre Stimme. Zwecks Erklärung. Der amerikanische Präsident habe zwei Tage vor Aufzeichnung dieser Sendung im kleinsten Kreis in seinem Zweitwohnsitz Mar-a-Lago in West Palm Beach, Florida, bekanntgegeben, dass er weitere einschneidende Massnahmen gegen die Schweiz plane. So dürften alle Rätoromanen,

ein kleiner, aber nicht unwichtiger Bevölkerungsteil des Landes, ab sofort nicht mehr in die USA einreisen oder würden – sollten sie noch in den USA sein – sofort ausgewiesen werden. Und zwar mit voller Härte, zudem würden sie mit Strafgebühren von 100 Millionen Dollar pro Person belegt. Das sei keine Schikane, das sei ein Affront, fast eine Kriegserklärung. Seine Begründung, so Eva, Rätoromanen seien mit Grönländern artverwandt, auf deren Eisfläche die USA seit Neuestem Ansprüche erhebe. So seien künftig auch noch die Südafrikaner, Mexikaner oder Kanadier in den USA unerwünscht.

Eva registrierte aus dem linken Augenwinkel, dass der Bundespräsident völlig überfordert wirkte. Scheinbar war ihm gar nicht klar, wovon Eva sprach. Was auch stimmte.

Doch der Bundespräsident liess sich nichts anmerken und lächelte Evas Verbalattacke nach dem ersten Schrecken professionell weg. In seinem Hirn aber ratterte es. Urplötzlich erinnerte er sich, wie er vor wenigen Tagen vom Geheimdienst eine Eildepesche bekommen hatte, in der von «Romansh» die Rede gewesen war. Dieses Dokument sei – so der Vermerk – aus Geheimhaltungsgründen ausschliesslich an ihn gerichtet. Da sein Englisch sehr schlecht war, war er davon ausgegangen, dass es sich bei den Romansh um Rumänen handle, die in einem Klinsch mit dem amerikanischen Präsidenten waren. So wie viele andere Staaten auch. Was – wie sich jetzt zeigte – ein Missverständnis gewesen war.

Plötzlich sah er den Text wieder vor seinem geistigen Auge: «The American president wants to immediately expel all Romansh people from the country and no longer allow them to enter.» JKB entsann sich, wie er die Depesche auf den Stapel geheimer, aber unwichtiger Akten gelegt hatte. Gemäss seiner Devise, dass ihn diese Sache nichts anginge, sich aber stillschweigend von selbst erledigen würde. Was nicht mehr existiert, war existent. Und Rumänien war weit weg.

Sollten mit Romansh wirklich die Rätoromanen gemeint sein, wie Eva implizierte, wäre es aber ein Supergau. Vor allem für ihn, aber auch für das Land. Ein so wichtiges Dokument zu übersehen, wäre ein Debakel, ein Skandal mit ungeahnter Fallhöhe. Staatsgeheimnisse weiterzugeben, war Landesverrat. Diese zu ignorieren allerdings auch. Als Politiker war sich JKB dieser Tragweite sofort bewusst. Er spürte bereits die Häme der Medien, der politischen Gegner und vor allem der politischen Freunde. Mitleid ist viel schlimmer als Neid, politisches Versagen die höchste Stufe des Scheiterns. Und dies alles nur, weil er schlecht Englisch sprach. Mit dem amerikanischen Präsidenten schien es ein Teufelsding: Sprach man Oxfordenglisch, kam es nicht gut, sprach man aber überhaupt kein Englisch, kam es noch viel schlechter.

Ihn erstaunte, was Eva angeblich von den neuen Plänen des Präsidenten wusste. Mehr noch, sie schilderte ihm deren Inhalt, dessen Tragweite er gar nicht erkannt

hatte. Allein aber, dass Eva die vermeintlichen Ausschaffungspläne des amerikanischen Präsidenten so munter in alle Welt hinausposaunte, stellte nicht nur ihn bloss, sondern auch noch die amerikanische Regierung. Scheinbar gab es im Umfeld des Präsidenten einen Maulwurf, mit direktem Zugang zu Eva. Ein kommunikativer Supergau. JKB wusste: Indiskretionen waren meist diskret. Zudem konnten die soeben bekanntgegebenen Pläne des amerikanischen Präsidenten auch die ahnungslosen Rätormanen gegen ihn aufbringen und die Frage provozieren, ob er etwas und vor allem was er davon gewusst hätte. Wer bereits in der Minderheit war, wie die Rätormanen, war besonders sensibel. Ein möglicher Vorwurf: JKB habe deren Interessen – ohne sich zu wehren – den Launen eines durchgeknallten amerikanischen Staatsoberhauptes geopfert. Und dies auch noch am Nationalfeiertag, enthüllt in einer Talkshow von Eva.

Im Gehirn des Bundespräsidenten ratterte es weiter. Er hatte sich vom anfänglichen Schock erholt, seine politischen Instinkte kamen zurück. Er hatte Eva falsch eingeschätzt, hatte geglaubt, die Sendung würde zu einem verbalen Sonntagsspaziergang, einem netten Plausch zum Nationalfeiertag. Doch plötzlich meinte diese, einen neuen Watergate-Skandal aufdecken zu müssen, wobei er im Gegensatz zum ehemaligen Präsidenten Nixon keine gefährlichen Informationen klaute, sondern diese ignorierte.

Natürlich wäre er, hätte er die Geheimdienst-Depe-
sche verstanden, sofort zum aktuellen amerikanischen
Präsidenten oder zumindest zu einem seiner Vasallen
aufgebrochen. Mit Dolmetscher. Ein moderner Gang
nach Canossa, der mehr bewirken würde, als alle Fest-
reden zusammen. Statt in diesem überhitzten TV-Studio
am Leutschenbach müsste er jetzt im Weissen Haus am
Potomac River sitzen und Verrenkungen machen, wo-
gegen selbst der Sonnengruss von Yogalehrerin Sandra
ein sanftes Streicheln wäre. Am Ende hätte er alles wie-
der ins Lot gekriegt und das Land vor grossem Unge-
mach gerettet. JKB als moderner General Guisan.

Doch diese Chance hatte er definitiv verpasst. JKBs
Gesicht fror für eine Tausendstel-Sekunde auf Grön-
land-Temperatur ein, Eva hatte ihn – dieses politische
Instinktgenie – mit wenigen Worten verbal entmannt,
brüskiert und vorgeführt. Hatte ihm vor dem überfor-
derten Publikum jegliche Macherqualität abgesprochen.
Dafür streckte eine Kamerafrau hinter ihrem riesigen
Gerät anerkennend den Daumen in die Höhe.

Der Bundespräsident hatte sich nach Evas Verbalat-
tacke aber wieder gefangen, um sich – ganz Politiker –
der neuen Situation anzupassen. Die Landesregierung,
meinte er mit besorgt-magistralen Tonfall, nehme die
Lage ernst und würde bedingungslos hinter ihren rätö-
romanischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern stehen,
sollte es wirklich einen solchen Erlass geben. JKB rich-

tete seinen Blick mit grösstmöglicher Ernsthaftigkeit wieder in die Kamera: «Wer die Rätoromanen vergisst, ist der Schweiz unwürdig.» Er als Bundespräsident wisse nichts von solchen Plänen, dafür stehe er mit seinem Namen und seiner ganzen Integrität ein. Weder der Geheimdienst, die Botschaft oder die Verwaltung hätten ihn darüber informiert. Auch von der amerikanischen Regierung habe er nichts gehört.

JKB wunderte sich, wie perfekt er seine winzig-kleine Lüge als Wahrheit verkaufen konnte. Deswegen – JKB wurde nun ganz ernst – möge er das Thema jetzt auch verlassen und wieder auf den Nationalfeiertag zu sprechen kommen. Man wolle nicht unnötig Gerüchte in die Welt setzen, die bei den rätoromanischen Mitbürgern Angst und bei den amerikanischen Freunden Wut provozieren. «Gute Politik erfordert manchmal auch Kreativität – und vor allem Geduld. Aber nur, wenn es wirklich notwendig ist.» Selbstzufrieden lächelte JKB, dass ihm dieses Bonmot noch eingefallen war. Weitaus zufriedener aber war er, als er realisierte, dass die Sendezeit bereits um war, die roten Kameralichter erloschen und Eva keine Möglichkeit zu nervigen Nachfragen blieb.

Der Abschied war formlos, ein äusserst knapper Händedruck, keine Umarmung, der Bundespräsident verliess – kaum aus der Verkabelung befreit – wortlos das Fernsehstudio, begleitet von seinem Kommunikationschef, der

Eva einen erstaunlich langen und zugleich bösen Blick zuwarf. Letzteres war sie nicht gewohnt. Diese Sendung, war ihr klar, würde ihr Leben verändern. Es war auch der Abschied von der lieben, überall kompatiblen Eva. Sie hoffte nur, dass ihre Vorwürfe auch stimmten. Curdin Caduff, ihr Ex-Lover, hatte sie zusätzlich noch angeheizt. Kurz vor der Sendung hatte sie ihn an seinem Wohnort in New York angerufen, zwecks Recherche. Wie eine Fata Morgana war Curdin vor wenigen Tagen aus den Tiefen ihres Hirns aufgetaucht. Eine gewesene Romanze, vergessene Vergangenheit, abgelegt in den verblichenen Stundenbüchern ihres Liebeslebens. Doch als ihr Informant die Rätoromanen erwähnte, dachte sie sofort an Curdin Caduff. Kaum war von diesen die Rede, feierte er seine Wiederauferstehung. Wie ein bündnerischer Jesus oder zumindest deren Freiheitsheld Jörg Jenatsch.

Curdin hatte ihren überhasteten Liebes-Abgang längst überwunden und war zum weltgrössten Exporteur von Bündner Torten mutiert. Als müsste er sich damit für Evas Abfuhr revanchieren. Wer von ihr verlassen wurde, ging unter und zehrte den Rest seines Lebens von der amourösen Erinnerung, bis diese vollständig verglühte. Oder er bündelte seinen Schmerz und wandelte diesen wie ein Alchimist in Erfolgsenergie um. Curdin gehört zu diesen. Längst war er im amerikanischen Exil angekommen, nannte sich standesgemäss CC, in seinem Herzen blieb er aber Berufs-Rätoromane. Obwohl

er den Status einer grossen Liebe verloren hatte, war er mittlerweile zu einem Eva-Vertrauten geworden. Dies war zwar schmeichelhaft, doch die frühere Stellung wäre ihm lieber gewesen.

Eva erreichte Curdin sofort auf seinem iPhone. Es war früher Morgen in Manhattan und Curdin organisierte bereits eine Ladung von Bündner Torten für den morgigen Schweizer Nationalfeiertag, der traditionell im Generalkonsulat an der 633 Third Avenue durchgeführt wurde. Eva kam gleich auf das Thema und verzichtete auf jegliches amouröse Geplänkel. Schliesslich würde bereits in wenigen Minuten die Aufzeichnung ihrer Talkshow mit dem Bundespräsidenten starten. Dieser werde, wie von seinem Informationschef mitgeteilt, sehr knapp im Studio Leutschenbach eintreffen.

Doch Curdin wusste nichts von einem geplanten Rätoromanen-Erlass der amerikanischen Regierung. Trotzdem war er schlagartig ausser sich, eine Curdin-Spezialität. Eva versuchte zu beschwichtigen, doch erfolglos. Curdin wollte den Namen von Evas Informanten wissen, den diese aber nicht nannte, nicht nennen konnte, was Curdin zusätzlich erregte. Er müsse wissen, wer Eva diese Information gesteckt habe. Sein Kopf verfärbte sich rot und seine Halssehnen vibrierten, was sogar über den Atlantik hinweg spürbar war. Dass man die Rätoromanen den Grönländern oder den Südafrikanern gleichstellen könne, wie der amerikanische Präsident behauptete,

sei ihm neu. Eine miese Unterstellung, um unliebsame Konkurrenz auszuschalten. Caduff tobte. Es sei unverzeihlich, dass sich der Bundesrat, seine eigene Regierung, gegenüber diesen ungeheuerlichen Vorwürfen passiv verhalte, selbst wenn es sich nur um ein Gerücht handle. «Wehret den Anfängen», schrie der völlig aufgebrachte Curdin in sein iPhone. Er stand mitten auf der Fifth Avenue. Sollte dies wirklich geschehen – wie jetzt Eva behauptete – wäre dies der grösstmögliche Verrat gegenüber allen Rätoromanen.

«Sein Jähzorn ist wirklich ein Problem», dachte Eva am anderen Ende der Welt und bereute ihren Anruf fast schon wieder. Gleichzeitig spürte sie seine Betroffenheit. Caduff tobte noch zwei, drei Minuten, senkte aber seine Stimme, als er realisierte, dass sein Gespräch mit Eva abgehört werden könnte. Durch den CIA, den Schweizer Geheimdienst, die Russen oder weiss Gott wen. Fast schon sanft flötete er nun in sein iPhone: Durch ein faktisches Einreiseverbot könnte er den Amerikanern keine seiner Torten mehr liefern, sein wichtigster Absatzmarkt wäre kaputt. Dagegen seien 39- oder seinetwegen 15-prozentige Zölle Pipifax.

Vor allem New York wäre für ihn verloren. In all den grossen Hotels vom Four Season bis zum wiederauferstandenen Waldorf Astoria würden ausschliesslich Caduff-Torten konsumiert. Bislang zur vollständigen Zufriedenheit. Selbst den Trump Tower und Mar-a-Lago

habe er einmal mit seinem Gebäck beliefert, doch deren Rechnungen seien bis heute nicht bezahlt worden. Was er aber grosszügig übersehen habe, nicht zuletzt aus pragmatischen Gründen. Und jetzt trachte ihm ausgerechnet die gleiche Person, die die Bezahlung seiner Torten verweigere, nach seinem Leben. Nur jener zwielichtige Geschäftsmann, der sich in seiner Zelle erhängt haben soll, gehöre nicht zu seinen Kunden. Aus Angst vor Abhörung nenne er aber am Telefon dessen Namen nicht. Sein nachträgliches Glück, im Gegensatz zum Präsidenten sei er in dessen Papers ganz sicher nicht erwähnt, was ihn – juristisch zumindest – unangreifbar mache.

Caduffs Tonalität überzeugte Eva von der Ernsthaftigkeit der Situation. Zudem verzichtete er auf die üblichen Caduff-Komplimente, die, in sonorem Bündner Dialekt vorgetragen, Eva sofort in den Zustand einer mit Marzipan überzogenen Bündner Torte versetzten. Nur Peter Röthlisberger, Claudio Zuccolini, Marie-Louise Werth, Marianne Cathomen, Vico Torriani und der Gigi von Arosa bündnerten noch schöner. Alles Bündner des Herzens. «Wenn ich nicht mehr in die USA darf, ist mein Leben sinnlos», seufzte Caduff, «ausser du heiratest mich.» Eva überhörte diese Bemerkung und schwieg. Was Curdin nicht hinderte, seine Suada weiterzuführen. Nach diesen Eva-Informationen könne er New York erst recht nicht mehr verlassen. Würde das Verdikt wirklich erhoben, ginge er das Risiko ein, nie mehr zurückkehren

zu können. Er sei sozusagen ein Gefangener des Konjunktivs. Sollte der amerikanische Präsident sein Vorhaben wirklich umsetzen, würde er illegal in New York untertauchen. Der Curdin-Trotz war über den Atlantik hinweg spürbar. Eine unbefriedigende Situation, die keine Zukunftsperspektive darstelle, resümierte er. Da nütze auch nichts, dass er die First Lady vor vielen Jahren persönlich näher kennengelernt habe. Curdin wimmerte. Obwohl er in seinem Innersten eine immense Sehnsucht nach den Bündner Bergen habe, könne er sich ein Leben dort nicht mehr vorstellen. Darauf folgte ein trotziges «Viva la Grischa» und Curdin legte abrupt auf. Das war das Letzte, was sie von ihm hörte. Doch Eva war nun auf das Thema angefixt, seine Wut hatte sich auf sie übertragen. Wenig später war die Aufzeichnung der Sendung.

Das war vor gut zwei Stunden gewesen. Eva blieb noch einige Minuten völlig ermattet in ihrem Corbusier-Sessel sitzen, den die Fernsehdirektorin eigens für Eva im Vorraum des Sendestudios platziert hatte. Der Talk war anders verlaufen als geplant. Mit dem Dementi des Bundespräsidenten hatte sie überhaupt nicht gerechnet, eher hätte sie dessen gequältes Eingeständnis erwartet, ein Mea Culpa. Doch dieses war ausgeblieben.

Unverhofft öffnete sich die Türe und der Bundespräsident erschien ein zweites Mal. Er ging direkt auf Eva zu und plusterte sich wie ein Michelin-Männchen vor

ihr auf: «Diese Sendung», schnaubte er wutentbrannt, «wird nicht ausgestrahlt. Im Interesse des Landes. Das Risiko von Unruhen ist zu gross.» Das öffentlich-rechtliche Fernsehen habe schliesslich gegenüber dem Land und seinen Bewohnern eine Verantwortung. Fake News seien das Schlimmste überhaupt, ein Krebsgeschwür, das die ganze Gesellschaft bedrohe. Da sei ihm dieser wöchentliche Endlostalk im Internet lieber, wo einer seiner Vorgänger ohne allzu kritisches Nachfragen die Welt kommentieren könne. Und dies praktisch seit dem Rütlichswur. JKB presste seine Lippen zu einem banalen Strich zusammen. «Warum wollen alle Moderatoren immer wie Schawinski oder Lanz sein?» Beschützend stellte sich jetzt auch noch sein Kommunikationschef neben ihn. Zwei Michelin-Männchen waren zwar dominanter, aber auch lächerlicher als eines. Bevor sich JKB umdrehte, räusperte er sich theatralisch: «Überhaupt, wer hat Ihnen alle diese falschen Informationen gegeben?» Ohne aber eine Antwort abzuwarten, eilte JKB mit seinem Kommunikationschef im Windschatten erneut auf die Studiotüre zu. Dieses Mal ohne zurückzukehren. Vor den Sendestudios wartete bereits die Staatskarosse, ein schwarzer Mercedes, der die beiden möglichst schnell nach Bern zurückchauffierte. Zu viel Zürich tut Bundesräten nicht gut. Doch der Tsunami war ausgelöst, da nützte es auch nichts, dass die Sendung erst für den morgigen Nationalfeiertag eingeplant war.

Zurück blieb eine völlig ausgelaugte Moderatorin. Ausser der Regisseurin, die ihr einen knappen Klaps auf den Rücken gab, wagte sie niemand anzusprechen. Von allen Säulenheiligen der Weltgeschichte wie Jesus, Elvis und Lady Di war Eva die heiligste. Was momentan wenig nützte. Es war ihr klar: Diese Sendung würde – sollte sie wirklich je ausgestrahlt werden – nicht folgenlos bleiben; einen Bundespräsidenten wie JKB in rhetorische Notlage zu bringen, blieb nicht ohne Konsequenzen, da wurde selbst die älteste Demokratie zur Diktatur. Zumal der Bundespräsident alles abtritt. Bei anderen Talks war sie jeweils mit Testosteron vollgepumpt, verspürte überirdische Kräfte, eine unerwartete sexuelle Energie. Doch jetzt ahnte Eva, dass sie im Gespräch mit JKB möglicherweise doch zu weit gegangen war. Gegen die Staatsmacht war sogar Eva wehrlos. Wenn das Imperium zurückschläge, wäre sogar sie verloren. Investigativ-Journalismus war immer ein Risiko, vor allem für den Journalisten. Möglicherweise hatte sie sich zu fest auf ihren Informanten verlassen.

Kraftlos schaute sie auf das Display ihres iPhones, als völlig unerwartet eine erste WhatsApp eintraf: «I'm here, you know where.» Worte wie Pistolenschüsse, ein Befehl, der keinen Widerspruch duldete. Und dies gegenüber Eva, diesem Ausbund weiblichen Bewusstseins. Sofort war sie hellwach und drückte einen Smiley. Ihre Antwort

kam postwendend: «I'll be at the Belvédère with you on August 1st.»

Eva verstand sofort, die WhatsApp war ihr Befreiungsschlag. Zudem kannte sie den Absender sehr gut. Sie hatte einmal in einem Roman gelesen, wie eine SMS einen weltberühmten Fotografen nach Venedig beorderte und ihn damit in grössere Schwierigkeiten brachte. Sie fand die Idee amüsant, aber unrealistisch, zudem seien SMS veraltet. Ursprünglich hatte sie den Autor in ihre Sendung einladen wollen, was sie aber unterlassen hatte. Zum Leidwesen des eitlen Autors, der aus Rache einen weiteren Roman über einen gefallenen Immobiliencycoon, der auf die Südseeinsel Hiva Oa flüchtet, geschrieben hatte, in dem er Eva wieder nicht erwähnt hatte. Als Höchststrafe. Dabei hatte sie dem Autor mehrere Male zu verstehen gegeben, dass er sie doch einmal in einem seiner Romane erwähnen solle. Was er bis jetzt aber immer unterliess. Dafür ihre beste Freundin Sandra, eine attraktive Yoga-Lehrerin aus dem Hotel Dolder Grand, die einen winzig-kleinen Vorteil gegenüber Eva hatte: Sie war ursprünglich Ostdeutsche. Was ihren Sex-Appeal massiv erhöhte. Zudem konnte sie sogar mit Eseln sprechen, was sensitive Fähigkeiten voraussetzt. Esel sind die einzigen Lebewesen, die Frauen verstehen. Und umgekehrt.

Doch Romane sind Romane und das Leben ist Leben. Ersteres ist Fiktion, das Zweite Wirklichkeit. Eva

realisierte schnell, dass in dieser verworrenen Situation, in der sie sich plötzlich befand, eine WhatsApp lebensverlängernd sein kann. Ein Wink des Himmels, ein Zeichen, um unterzutauchen. Diese Sendung, ahnte sie bereits jetzt, würde Ärger bringen. Ganz grossen Ärger, existentiellen Ärger – für das Land und – was Eva am meisten interessierte – vor allem für sie selbst.

Eva stand auf, verliess wortlos – ohne sich abzuschminken – das Fernsehstudio. Eine Visagistin rief ihr etwas nach, das sie aber nicht verstand. Nun war sie in ihrem eigenen Film. In der Parkgarage peilte sie direkt ihren roten Tesla an und verliess, ohne weiter nach hinten zu schauen, das Studiogelände. Als sie wenige Minuten später am Zürcher Hallenstadion, der grössten Halle des Landes, vorbeiglitt, spürte sie Schweisstropfen auf ihrer Stirn. Sie wusste nur, dass sie untertauchen musste. Das Navigationsgerät ihres Teslas vermeldete: «Furkpass, 130 Kilometer.» Sie drückte nochmals einen Namen in den Bordcomputer. Dieser leuchtete auf: «Belvédère, 133 Kilometer.»